

ANGELIKA JODL

LAUDATIO auf eine
KAUKASISCHE
KUH ROMAN



eichborn

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Die Zitate auf den Seiten 191 / 192 stammen aus:
Hans Henny Jahnn, Medea, Stuttgart 1986.



Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Dieses Werk wurde durch die Literaturagentur Beate Riess vermittelt.
Text- und Bildredaktion: Bärbel Brands, Berlin
Umschlaggestaltung: U1berlin / Patrizia Di Stefano
Einband-/Umschlagmotiv: © shutterstock: Pogaryts'kyy
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0068-9

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de
Bitte beachten Sie auch: luebbe.de

»SIE IST ERST fünfzehn«, sagte der Vater.

»Fast sechzehn«, sagte die Mutter.

»Gott ist groß«, sagte die Großmutter.

Olga überlegte, wo sie sich verstecken könnte, aber die Wohnung war klein, und ihre Mutter ließ sie nicht aus den Augen. Als es an der Tür läutete, saß sie in der Küche wie eine Gefangene und hörte, wie die Besucher ihre Schuhe auszogen.

Die Mutter kam zurück und stellte sieben Tassen auf ein Tablett. In jede hängte sie zwei Teebeutel und goss heißes Wasser darüber. »Das servierst du jetzt. Sprechen musst du nicht dabei.«

»Nein!«, sagte Olga heftig.

»Was heißt hier *nein*?! Ich geb dir gleich eins hintendrauf!«

»Nein!«

Die Mutter senkte die Stimme. »Stell dich nicht so an, du servierst nicht deine Jungfräulichkeit, nur Tee!«

»Ich stell ihnen die Tassen hin, dann gehe ich.«

»Allheilige Muttergottes, wieso hast du diesem Kind keine Vernunft gegeben? Mir platzt der Kopf vor Ärger, du Idiotin!« Die Nasenflügel der Mutter bebten.

Olga wusste, dass die Mutter sie am liebsten gekniffen hätte. Nur dass Besuch im Haus war, schützte sie vor ihren Zangenfingern.

»Du verscherzt dir dein Schicksal«, sagte die Mutter, »die Chatzizachariadis sind gute Christenmenschen. Ihr Junge hat Computer gelernt. Und ich sag dir was, ich sperre die Wohnungstür ab.« Fotis kam in Fußballschuhen in die Küche. »Geh raus zum Spielen, mein Liebling«, bat sie ihn.

Olga nahm das Tablett mit den Tassen und verließ die Küche. Aus dem Salon vernahm sie die Stimme ihrer Großmutter und die einer unbekanntenen Frau. Als sie die Tür öffnete, verstummte das Gespräch. Olga bückte sich und platzierte Tasse für Tasse auf dem Tischchen. Ins Gesicht schaute sie niemandem. Unter den Tisch schon, da hielten sich die Hände des jungen Mannes auf. Sie waren rot, die eine rieb die andere. Ein Geruch nach Rasierwasser und Schweiß hing in der Luft. Fast wäre ihr die letzte Tasse entglitten, scheppernd landete sie auf dem Tisch. Beim Hinausgehen nahm Olga den besorgten Blick ihres Vaters wahr, und einen Augenblick lang wusste sie nicht mehr, wer recht hatte.

Die Wohnungstür war tatsächlich abgeschlossen. Im Badezimmer schob Olga den kleinen Riegel vor, setzte sich auf den Rand der Wanne und wartete. Hellblau waren die Fliesen, dunkelblau ihr Kleid, nach einer Weile erschien es ihr, als ob der Samtstoff und die Fliesenkeramik ineinanderflossen.

Die Gäste waren gegangen, es rüttelte an der Badezimmertür. »Wäge es!«, schrie die Mutter.

Olga rutschte vom Badewannenrand und blickte in den Spiegel. Vor drei Jahren hatte das mit dem Haar angefangen: Unter ihren Achseln quoll es in schwarzen Wirbeln hervor, am Unterbauch stach es durch den weißen Slip. Über ihrer Nase waren die Brauen zusammengewachsen, es sah aus wie der Strich über dem großen T.

Wenn ich einen heirate, dann nur, wenn der Name weniger als drei Silben hat, dachte Olga. Meier, Müller, Schmidt – diese Richtung. Ganz bestimmt keinen, bei dem der Name auf *-idis* oder *-iadis* endet. Sie nahm Mutters Pinzette, stellte sich dicht vor den Spiegel, fasste ein erstes Härchen aus dem schwarzen Gestrüpp über der Nase und riss es sich aus der Haut. Der Schmerz war unerwartet heftig. Sie biss die Zähne zusammen und machte weiter, Haar für Haar, manchmal gerieten zwei

oder drei zwischen die Spitzen aus Edelstahl. Je weiter sie kam, desto mehr stumpfte sie ab. Nach einer Minute spürte sie nichts mehr. Die gerupften Stellen schwellen an und glänzten. Als Olga auf den Flur trat, hatte sich über ihren Augen die Haut gewölbt und war rot wie bei einer kriegsbereiten Apachin.

Sie ging am Salon vorbei, wo Fotis vor dem flimmernden Fernseher saß und gebannt seine Lieblingszeichentrickserie verfolgte. Hie und da quietschte er laut auf vor Entzücken. In den Tiefen des Raums nistete mit hängendem Kopf die Großmutter in ihrem Sessel. Der Vater starrte im halbdunklen Schlafzimmer auf dem Bett sitzend auf ein Buch.

In der Küche warf die Mutter Brotscheiben in das heiße Fett. »Allheilige Muttergottes!«, schrie sie, als sie Olga sah. »Achilleas, komm her und sag was! Jetzt fehlt noch, dass sie sich die Wangen anmalt und die Haare blau färbt!«

Der Vater schaute von seinem Buch hoch und seufzte nur.

Die Mutter begann zu zittern. Sie nahm ein schon ausgebackenes Stück Brot und warf es mit einer heftigen Bewegung zurück in das blubbernde Öl. Es zischte, große und kleine Spritzer kochend heißes Fett landeten auf dem Küchenboden, dem Herd, ihren Unterarmen. »Schande!«, schrie sie. »Es ist eine Schande! Und ich verbrenne hier! Schande!!!«

»Beruhige dich, mein Stern!«, sagte der Vater hilflos.

»Welcher Mann will so eine nehmen? Keiner! Weil sie wie eine Hure aussieht, wie eine Hure!«

Ich hab das Affenleben satt, sang im Salon King Louis; Fotis' hohe Kinderstimme kiekste vor Lachen.

Olga stellte sich auf die Zehenspitzen, um einen Blick auf den Affenkönig zu werfen.

»Was?«, schrie die Großmutter über die Stimmen von Mogli und seinen Freunden hinweg aus dem Salon. »Was sagt ihr über meinen Engel? Dass sie nicht heiraten soll? Warte, Olga, mein Würzelchen, lass dich küssen.« Auf ihren Stock gestützt stapfte

sie zum Flur, während der durchgeknallte Affenkönig weiter aus dem Fernsehen schmetterte: *Ich will gehn wie du, stehn wie du, dubidubiduhuhu!*

Olga spürte die Küsse der Großmutter auf ihren Wangen, sie sah die kleinen Goldstücke um ihren Hals leuchten.

Die Mutter stand in der Tür zum Schlafzimmer und betupfte sich die Arme mit einem Küchentuch. »Schau sie dir an, wie verdorben sie ist! Kein guter Mann nimmt so etwas!«, rief sie.

»Unsinn«, erklärte die Großmutter, »jedes Mädchen heiratet eines Tages.« Sie zog Olga mit sich ins Schlafzimmer. »Achilleas!«, rief sie laut. »Mach Platz auf dem Bett. Und du komm auch her, Chrysanthi! Sei kein Huhn! Achilleas, denk an unsere Taisia. Jedes Mädchen wird geheiratet. Hör auf zu schreien, Chrysanthi, mein Kopf platzt bald davon.«

Zu viert kauerten sie in dem dunklen Raum.

»Warte nur«, sagte die Großmutter zu Olga. »Irgendwann kommt einer, und wenn er dich mit dem Motorrad entführt, so wie die Tante.« Sie schüttelte den Kopf. »Das fehlte noch«, knurrte sie, »ein Mädchen aus unserer Familie, das nicht geheiratet wird!«

1. LOB DER BESTÄNDIGKEIT

»FRAU DOKTOR, SIE heirate ich vom Fleck weg«, sagt der Patient am Fenster. Das blasse, mit spärlichen Barthärchen gesprenkelte Männergesicht nimmt einen hungrigen Ausdruck an. »Sie müssen bloß Ja sagen!«

Olga lächelt nachsichtig, als hätte sie ein überdrehtes Kind vor sich, setzt sich auf den Bettrand und streift die Gummihandschuhe über. Noch darf sie ohne begleitenden Arzt keine Untersuchungen durchführen oder Diagnosen stellen. Noch ist sie bei den morgendlichen Visiten die Letzte in der Reihe von Chef-, Ober- und Assistenzärzten, so etwas wie der Spatz am Ende einer Staffel großer, weißer Schreitvögel. Sie befindet sich im so genannten »Praktischen Jahr«, ein Jahr noch, ein letztes Staatsexamen, dann ist sie, was sie seit zwölf Jahren werden will: Ärztin.

Der Mann vor ihr stemmt sich erwartungsvoll aus den Kissens. »Oberkörper frei machen, Frau Doktor?«

Die Stationsschwester, die am Bett gegenüber Kissens aufschüttelt, erstarrt leicht in der Bewegung, dann klatscht sie noch einmal laut gegen das Polster. *Me Too* im Krankenhaus ist ein Thema, es soll Männer geben, die die Schwestern auf Station ohne Unterhose empfangen oder gar mit prächtig erhobenem – na ja, Olga mag das zweisilbige Wort nicht, das an diese Stelle passt, sie will es nicht mal denken – und dazu noch unverschämte Bemerkungen machen. *Sofort eins auf die Pfote!*, sagen die Schwestern. Und recht haben sie natürlich!

Andererseits muss man das mal objektiv betrachten: Da steht eine Frau, kerngesund und frei beweglich, der Mann dagegen liegt auf Höhe ihrer Hüften und ist dazu verdonnert, alles zu

schlucken, was ein Arzt ihm verordnet. Da stellt sich bei Olga ein gewisses Mitleid ein, in dem Fall besonders, weil sie nach allem Gesehenen und Gehörten zu dem Schluss gekommen ist, dass es um diesen Patienten schlimmer steht, als die Stationsärzte (und er selbst) glauben.

»Erstens«, sagt Olga also stetig weiter lächelnd, »bin ich noch kein Doktor, und zweitens ...«, bedeutsam wedelt sie mit dem Stauschlauch. Sie nimmt den Arm des Patienten, sprüht Desinfektionsmittel in die Armbeuge und bäugt die Vene, die sich blassblau und beweglich unter der trockenen Haut seiner Armbeuge zeigt, während sie die Schutzkappe von der Nadel zieht. »Das pikst jetzt leicht«, verkündet sie mit der lauten Fröhlichkeit, die Ärzte immer an den Tag legen, wenn Unangenehmes bevorsteht. *Empathie* – erst heute wieder gehört im Seminar der Ethikbeauftragten –, *die wichtigste Grundlage für ein vertrauensvolles Verhältnis von Arzt und Patient!* Entschlossen durchsticht sie die Haut und drückt die Nadelspitze im flachen Winkel noch einen Millimeter tiefer in die Vene. Sofort läuft Blut in den dünnen Schlauch, das Röhrchen füllt sich.

»Ehrlich, Frau Doktor«, sagt der Patient, »von Ihnen lasse ich mich überallhin piksen! Weil Sie die schönste, netteste, schärfste ...« Ein Hustenanfall unterbricht ihn.

Olga hält seinen Arm fest und hofft, dass ihre Nadel durch die Erschütterung nicht weiteres Gewebe verletzt hat. Wer sie zum Zustand dieses Patienten befragen würde, bekäme als Antwort, dass er höchstwahrscheinlich an COPD leidet, einer chronisch obstruktiven Lungenerkrankung; dass die Risiken von kardiovaskulären Erkrankungen bis zum Bronchialtumor reichen; dass er, vorausgesetzt, ihre Vermutung stimmt, Medikamente bräuchte, die die Bronchien erweitern, möglicherweise Cortison. Aber natürlich fragt keiner von den großen Vögeln einen Spatz, was im Normalfall ja auch ganz richtig ist.

Olga zieht das Röhrchen heraus und will gerade das nächste

anstöpseln, als sie die heiße, schwitzige Hand spürt, die sich auf ihrem Knie niederlässt. Verschiedene Möglichkeiten: Ignorieren. *Sofort eins auf die Pfote*. Nur mit der Hand, oder sollte sich die Nadel zwischen den Fingern auch beteiligen? Eine halbe Sekunde braucht Olga. »Na, na, na, Herr Kiesler!«, sagt sie dann gelassen und schiebt mit Nachdruck die Männerhand beiseite, während sie gleichzeitig das neue Röhrchen festklemmt.

Mit ausdruckslosem Gesicht glotzt der Patient zur Zimmerdecke. Bitte sehr, denkt Olga zufrieden, während sie zur Tür schreitet, geht auch ohne Blutvergießen. Doch gerade als sie die Tür hinter sich schließen will, kehrt der Kampfgeist zurück in den Mann im Bett. »Nix für ungut, Frau Doktor«, kräht er, »Sie schauen mir bloß so aus, als ob Sie mal einen richtigen Kerl im Bett brauchen könnten!«

Hat sich gerade der klägliche Krankenhausduft nach Billigkaffee und Waschlotionen angereichert mit dem Geruch männlicher Sexualhormone? In Olgas Seele erheben sich ein paar zornig brummende Hummeln – sie kennt sie gut aus alten Tagen –, und eine Sekunde lang steht ihr die Vision vor Augen, wie sie dem Kerl mit einem Schrei doch noch die Nadel in den Oberschenkel rammt. Doch sie reißt sich zusammen, strafft ihre Schultern im richtigen Tonus und schafft es, die Tür in perfekter Neutralität zu schließen – weder eingeschüchtert lautlos noch mit empörtem Knall. Draußen lehnt sie sich gegen die Tür und atmet drei Mal durch.

Mit einem Wägelchen voll scheppernder Gläser und Röhrchen kommt eine Kollegin den Gang entlang, Lena Krebs, PJlerin wie sie selbst. »Olga? Ist was?«

»Nein, nein, alles gut.«

»Wirklich?«

»Es ist alles in Ordnung«, erklärt Olga stur. Neulich hat sie sich im Sozialraum mit der Kollegin auf ein Gespräch über ihre »Wurzeln« eingelassen und gleich darauf alles Gesagte bereut.

Auch Lena scheint sich daran zu erinnern. »Hör mal, wegen vorgestern. Das hat wirklich keiner anders als neutral gemeint. Außerdem sind von den Ärzten hier sowieso mindestens fünfzig Prozent keine Deutschen mehr.«

Die Erinnerung an den von allen als Misstand empfundenen hohen Ausländeranteil an der Klinik wirkt auf verschwommene Weise gleichzeitig aufmunternd und bedenkenrägerisch. Jetzt fehlt noch, dass sie mir zu meinem guten Deutsch gratuliert, denkt Olga, die auf dem Gymnasium Schulbeste beim bayerischen Vorlesewettbewerb war und sich selbst als so deutsch wie ein Bamberger Hörnchen definiert.

»Ich meine, ich sitze ja selbst im Glashaus mit meinen skandinavischen Roots. Doch, wirklich! Meine Oma spricht heute noch perfektes Dänisch. Ach, was solls, letztlich sind wir alle einfach Individuen, jeder für sich ...« Es sind beinahe exakt die Worte, die die Ethikbeauftragte den beiden PJlerinnen heute Morgen mit auf den Weg gegeben hatte: dass in den Augen von Ärzteschaft und Pflegepersonal jeder Patient ein *Individuum* sei, ein *einzigartiger, unverwechselbarer Mensch*.

Am Ende des Gangs tauchen im abendlich ruhigen Kliniktrakt zwei Stationsärzte auf. In einem der beiden erkennt Olga einen Hoffnungsträger – bei der Frühbesprechung hat er ihr in Aussicht gestellt, sie morgen zu einer Untersuchung am Kernspintomografen mitzunehmen. Nicht dass der Mann es vergisst.

»Entschuldige bitte«, sagt sie zu Lena, nicht unfroh über die Unterbrechung, »aber ich müsste kurz ...« Sie fliegt fast den Gang hinunter. »Herr Dr. Steinmetz!«

Die beiden Ärzte sind vor einer Tür stehen geblieben. Der Angesprochene wendet den Kopf: »Ja?«

»Der Termin morgen früh. Die Untersuchung ...«

»Ah ja, Frau ... äh ... Ev... Evge...«, er runzelt die Stirn, versucht, den Namen auf dem Schildchen an ihrem Kittel zu erfassen. »Diese Kniesache, oder?«

»Genau. Am Kernspin.«

»Stimmt, jetzt fällt mir ein! Das – ähm – hab ich grad vorhin schon erledigt. Tut mir leid, stressiger Tag heute.« Ist ihm ihre Enttäuschung bewusst? Die Hand bereits auf der Türklinke, fügt er hinzu: »Sprechen Sie mich ruhig noch mal an, wir finden bestimmt demnächst was für Sie.« Er wendet sich wieder dem Kollegen zu, und Olga hört: »PJlerin schon wieder. Und dann die Namen immer! Neulich kommt doch da einer aus der Mongolei daher, Dschalalaba-Irgendwas, also den hab ich ja gleich umgetauft in Dschingis Khan!« Der Mensch, das unverwechselbare Individuum.

Vollkommen überrascht hat Olga die Gedankenlosigkeit des Stationsarztes nicht, ihre Vorgänger im Praktischen Jahr haben sie gewarnt: Spärlich seien die Kollegen, die ihre Arbeit mit einem wissbegierigen PJler belasten wollten, gering der Eifer, den medizinischen Nachwuchs bei der Ausbildung zu begleiten. Allen geht das so, dass sie sich zu Beginn ihres Praktischen Jahres darauf freuen, endlich in der Praxis zu lernen, wovon sie bisher nur theoretische Kenntnisse hatten: Herzöne unterscheiden, Rückenmarkspunktion, Lunge perkutieren. Was man dann tatsächlich und ausschließlich macht, ist Blut abnehmen. Seit zehn Wochen nimmt Olga täglich einer unendlich scheinenden Anzahl von Patienten Blut ab, ein weiß gewandeter, beruhigend intensiv desinfizierter Vampir.

Aber jammern hilft ja nichts. Es gibt solche Dinge, da nützt kein Klagen, die müssen einfach sein. Freudlose Zeiten an einem Gymnasium etwa, wo man sich durchschuffet bis zur erwartbar glanzvollen Abiturnote. Es gibt Dinge, die muss man aushalten. Die beiden endlosen Jahre im Vorklinikum. Die vielen Stunden in eiskalten, riesigen Sälen, wo man an den schamhaft »Körperspender« genannten Leichen das Präparieren lernte: Haut öffnen, Muskeln freilegen, das gelbe Fettgewebe verwerfen (später würde es mit dem Rest des Spenders

zusammen in einen Sarg gebettet und nach einer kleinen Feier in der Campuskapelle bestattet werden), all die Zeit umgeben vom fürchterlichen Gestank des Formaldehyds, in dem gelblich die »Körperspender« lagern.

Es gab Leute, die in diesen Räumen kollabierten, Olga zählte nicht zu ihnen. Es gab Leute, die an dieser Stelle ihr Studium aufgaben, die vor jedem Präpkurs Zitteranfälle und Tränenausbrüche hatten. Olga zitterte nicht, sie ging durchs Studium wie ein Muli im Geschirr, lernte stur all die Fächer, die im wirklichen Leben eines Arztes dann doch nie eine Rolle spielen: Physik, Chemie, Histologie; kämpfte mit dem Stoff – leidenschaftslos, beharrlich, wie eine bezahlte Ringerin. Das Zweite Staatsexamen bestand sie ebenfalls mit Bravour.

Während der letzten drei klinischen Jahre hatte um sie herum ein Trend zur Paarbildung eingesetzt. Die meisten Kommilitonen verließen jetzt ihre Zimmer in den Studentenwohnheimen und suchten sich in Poppelsdorf oder in der Südstadt einen schicken Altbau, wo sie Wohngemeinschaften gründeten, was oft mit der Stiftung so genannter »fester Beziehungen« einherging – in den allermeisten Fällen innerhalb ihrer Kreise. Medizinerinnen fanden ihr Wohlgefallen fast ausschließlich an Medizinerinnen und umgekehrt, und nicht selten kamen gleichzeitig mit der »festen Beziehung« auch schon Gedanken an eine gemeinsame berufliche Zukunft auf (als Assistenzärzte an derselben Klinik oder, noch weiter gedacht, an einer gynäkologischen oder orthopädischen Gemeinschaftspraxis). Auch Olga geriet in diesen Sog, spürte die Blicke, die sie taxierten, vernahm den Lockruf, »nach der Veranstaltung noch etwas trinken zu gehen«, und nahm an sich selbst wahr, dass ihre Augen manchmal eine Sekunde länger als notwendig bei einer hübschen, Intelligenz verheißenden hohen Stirn verweilten oder auf einem Paar sensibel wirkender Männerhände. Gleich nach dem Ersten Staatsexamen hatte sie in einem Anfall von Feierlaune eine Affäre

zugelassen mit einem Mitstudenten namens Bernd Tuschel. Das Ganze hielt zwei Wochenenden lang. Die fordernde Art, mit der Herr Tuschel während des Akts die Wand hinter ihr anschrie (»Ja! Ja! Ja!«), hatte weniger Romantik als Olgas Sinn für Realismus angestoßen, der sie an die anstehenden Prüfungen erinnerte. Außer ihr und dem türkischstämmigen Hamed kamen alle ihre Kommilitonen aus Häusern, in denen Geld keine große Rolle spielte; nicht selten war wenigstens ein Elternteil selbst Arzt; Studiengebühren, Wohnung, teure Bücher stellten kein Problem dar. Olga und Hamed waren die Einzigen, die für jedes Buch in die Bibliothek trabten, die sich kein Appartement mieteten, sondern im Wohnheim lebten und ihr Geld durch Jobs in der Krankenpflege verdienten. Eine vergeigte Prüfung bedeutete Zeit, die es nicht zu verlieren gab, und so verordnete Olga sich für die nächsten zwei Jahre Abstinenz. Liebesnächte und die ihnen üblicherweise vorausgehenden Ausflüge in Bars oder auf private Partys wurden gestrichen und, wie erwartet, nicht einmal vermisst.

Dann aber lag das Zweite Staatsexamen hinter ihr, viel passieren konnte nicht mehr, und in der allerletzten Prüfung lässt sich eigentlich kein Professor mehr durchfallen. Olga befand sich auf der Zielgeraden. Immer noch gab es genügend frei laufende Männer auf dem Venusberg, dem Bonner Campus der Medizinstudenten, die meisten von ihnen kannte sie sogar flüchtig, man begegnete sich ja überall in den Hörsälen und Labs. Das Rennen machte schließlich Felix van Saan, achtundzwanzigjähriger angehender Assistenzarzt, auf die richtige Art groß gewachsen und ebenso wohlgestaltet (sie tippte auf Tennis, erfuhr dann aber, dass es der Segelsport war, bei dem sich sein Großer Rückenmuskel / *Latissimus dorsi* so eindrucksvoll verdickt hatte). Warum er sich sofort um sie bemüht hatte, als sie endlich einmal auf einer Feier auftauchte, erklärte er ihr schon am Morgen danach: »Weil du einfach alles bist: schick, schön, schlau.«

»Entschuldige, sagtest du *schick?*«, fragte sie und drehte den Kopf so, dass er ihr Gesicht von vorn zu sehen bekäme statt im Profil, dem sie wegen ihrer langen, gebogenen Nase misstraute. Sie selbst war sich zu der Zeit nicht sicher, ob dieser neuen – was: Freundschaft? Affäre? Beziehung? – eine längere Dauer beschieden sein würde als jener vor drei Jahren. Auf den ersten Blick unterschied sich Felix nicht besonders von anderen Kandidaten, es gab jede Menge Mediziner mit diesem zentimeterkurz geschnittenen Haar, und ausnahmslos alle hatten die Nägel und Hände so sauber, als wären sie gerade frisch geboren. Doch im Laufe der Wochen erkannte Olga, dass sie zufällig offenbar genau den Richtigen aus dem Fluss gefischt hatte: Felix ist treu, verlässlich und lässt sie eine so altmodische wie überraschende Ritterlichkeit spüren, indem er auf der Straße stets an ihrer linken Seite geht oder ihr bei jeder Gelegenheit Dinge aus der Hand nimmt, um sie für sie zu tragen, neulich sogar die winzige Tüte mit Radieschensamen, die sie für Hameds Kleingarten auf dem Fensterbrett besorgt hat. Noch ein Pluspunkt: Felix kommt aus Kiel, dort leben seine Eltern, dort hat sein Vater eine Praxis, dort liegt in einem Hafen sein Segelboot (»ne süße kleine Jolle«), ein Leben in Kiel kann Felix sich eigenen Angaben gemäß gut vorstellen. Kiel! Sehr viel weiter weg von der Stadt, in der ihr eigenes Elternhaus steht, geht es kaum. Natürlich ist es noch viel zu früh, sich ernsthafte Gedanken darum zu machen, wohin *das alles führen soll* – eine Frage, die Olgas Mutter mit Sicherheit als Erstes stellen würde, weshalb Olga stolz darauf ist, ebendies nicht zu tun. Sowieso müssen beide erst ihren Assistenzarzt absolvieren, was Jahre dauern und sie vielleicht in verschiedene Bundesländer versetzen wird.

Wie auch immer, denkt Olga, während sie nun am Ende des Arbeitstages ihren Kittel in den Spind hängt, die weißen Clogs ordentlich neben die Straßenschuhe der Nachtschwester stellt, mit der sie sich das schmale Gehäuse teilt, und mit ab-

wärts gebogenen Füßen vorsichtig in eine knisternde schwarze Seidenstrumpfhose schlüpft. Wohin auch immer es Felix verschlägt – das sind lösbare Probleme. Sie überlegt, ob es nötig sein wird, den kurzen Samtrock über den Kopf anzuziehen, und stellt erfreut fest, dass sie es seit ihrer zweiwöchigen Apfel-diät wieder schafft, den Hintern hindurchzuquetschen. Dann schlüpft sie in eine glänzende schwarze Tunika, an der lange Fransen tanzen, malt sich vor dem Spiegel die Lippen rot und streicht mit den Händen die kinnlang geschnittenen schwarzen Haare aus dem Gesicht. Lena Krebs fällt ihr wieder ein mit ihrer selbstbewusst präsentierten Herkunft – *unsere Roots in Skandinavien. Omas perfektes Dänisch*. Wie würde sich ein vergleichbarer Text aus ihrem Mund anhören? *Wir haben Roots in einer Gegend, wo ich nicht tot über dem Zaun hängen will*, sagt Olga lautlos und zieht ihrem Spiegelbild eine Grimasse. *Und was meine Großmutter spricht, würde kein Institut der Welt je unterrichten*.

Anyway. In einer halben Stunde erwartet man sie auf einem Fest in der Südstadt, wo Felix und ein paar Freunde ihr Abschlussexamen feiern wollen. Im Mantel, einen kleinen Koffer in der Hand, läuft Olga die Treppe hinunter, eilt einen Gang entlang, vorbei an Türen; an Betten, in denen geisterhaft bleiche Menschen mit Nasensonden liegen; an Besuchern mit Blumensträußen. An den Aufzügen vorüberhastend grüßt sie zwei Oberärzte, den einen kennt sie, jeder kennt den alten Fries, einen weißhaarigen Gott der Gynäkologie, sie passiert die Notaufnahme, nickt der ukrainischen Ärztin zu, die, eingeklemmt zwischen Krankenliege und Rechner, eine Gruppe Sinti mit am Kopf verletztem Familienmitglied beschwichtigt, während sie gleichzeitig der blassen jungen Frau vor sich eine Packung mit Medikamenten zuschiebt. Trotz ihrer Eile – der Blick dieser Frau lässt Olga verharren, er zittert vor Schmerz. Sie schaut zur Kollegin.

»Bauchkrämpfe«, erklärt die Ärztin halb an sie, halb an die

Patientin gewandt: »Hier. Das sind krampflösende Kapseln, davon nehmen Sie zwei. Wenn es über Nacht nicht besser wird, kommen Sie morgen wieder.« Damit dreht sie sich wieder um zu dem stöhnenden Mann mit der Kopfverletzung.

Sie kann das niemandem erklären, aber manchmal meint Olga, am eigenen Leib zu spüren, was ihrem Gegenüber fehlt. Jetzt eben ist ihr, als zerrte etwas in ihrem Unterleib, als würde ihr der linke Eileiter auseinandergerissen. Manchmal muss auch ein PJ-Spatz laut schreien. Einer wie der alte Fries dürfte das verstehen. Und die Kollegin hier ist mit dem Patientenandrang überfordert. »Bleiben Sie bitte noch kurz«, bittet Olga die Frau, dann hastet sie die Treppe wieder hoch, erwischt den weißhaarigen Gynäkologen tatsächlich noch vor der Aufzugtür, schildert ihm auf der gemeinsamen Fahrt nach unten hastig den Fall und hört erleichtert, dass er sich die Frau sofort ansehen wird.

Und dann ist Olga endlich draußen, steigt in ihren High Heels vorsichtig den unter Schneematsch liegenden Hügel hinunter, sieht an der Schranke Felix' silbernen Audi stehen und winkt. Schwungvoll zieht der Wagen an und fährt ihr die letzten Meter nach oben entgegen. Die Beifahrertür öffnet sich, ein herrlicher Sopran dringt nach draußen, es ist die Stimme von Maria Callas, Olga weiß, dass der Fahrer dieses Wagens diese Art Musik schätzt. Er selbst – ein gut gebauter Mensch mit blitzblauen Augen und der für Rothaarige typischen hellen Haut – lehnt sich schräg über den Sitz, um Olga in die Augen zu lächeln. »Guten Abend, Lady in Black!«

»Hallo, Herr van Saan«, antwortet Olga. Welch gediegen schlichter Ton liegt in den beiden Silben. Es bereitet Olga nicht wenig Genuss, den Namen dieses Mannes auszusprechen: *van Saan*. Felix van Saan – der Nachname klingt fast noch schöner als der Vorname.

DIE ERSTEN GÄSTE haben sich in der Küche versammelt, wo Ellen, die Gastgeberin, noch am Buffet zupft, Kuchen in den Hintergrund schiebt, Platten mit Reissalat und gefüllten Avocadohälften nach vorn. »Sekt, Wasser, Wein – da!«, sagt sie. »Wintermäntel ins Schlafzimmer, wer tanzen will ...« Sie weist auf den Raum jenseits des Gangs, aus dem ein etwas unentschlossener Italo-Rock zu hören ist.

»Ob das aus der Plattensammlung von Ellens Opa stammt?«, fragt Yannick, ein breitschultriger Blonder, er lehnt am Küchenbuffet und schlenkert ein leeres Sektglas in der Hand. Er, Ellen und Felix sind unter den glücklichen Absolventen der Abschlussprüfung, man kennt sich, außerdem ist Yannick ein ebenso leidenschaftlicher Segler wie Felix.

»Sei nicht so ein Snob!«, sagt Felix und boxt seinen Studienkollegen fröhlich in die Schulter. »Jeder weiß, dass du von Musik so wenig Ahnung hast wie eine Amsel vom Ballett.«

Aber Yannick hat sich schon einem weiteren Missstand zugewandt: »Gibt es in dieser Wohnung irgendwo Rotwein? Ich meine *anständigen* Wein, keinen Chianti-Verschnitt.«

»Echt? Du magst Italo-Rock?«, fragt Olga Felix, der dabei ist, ihr aus dem Mantel zu helfen. »Ich dachte, bei dir geht nichts unterhalb der großen Oper.«

»Ah, musikalisch gesehen bin ich ein Allesfresser«, lacht Felix.

Auch Olga lacht. Noch sind sie und Felix in einem Stadium wechselseitiger Entdeckungen. Was ihre Annäherung an Felix betrifft, hat Olga dabei manchmal das Gefühl, in einem Manufactum-Katalog zu blättern. Viel unverwüstlich Gutes findet sich – allem voran die weitflächig ausgestorbene Tugend der Beständigkeit; manches Erstaunliche, wie der Rasierpinsel aus echtem Dachshaar (steht tatsächlich in seinem Badezimmer), hie und da auch Dinge, deren aristokratische Eigenbrötelei leicht beängstigend wirkt (zum Beispiel ein von Felix

sehr geschätztes Köfferchen für Schuhbürsten in allen Größen). Dass ihr Freund sich für Opern begeistert und ein Abo für das Bonner Opernhaus besitzt, ist etwas, das Olga zwar nicht als eigene Lebensgewohnheit kennt, stellt aber auch kein wirklich abseitiges Verhalten dar (und Olga wäre nicht sie selbst gewesen, hätte sie sich nicht sofort einen Opernführer gekauft, um diese Bildungslücke bei sich zu stopfen). Bedenklicher erschien ihr seine Schilderung der Feldzüge im Hause van Saan, bei denen sich seine Eltern – die Mutter Verdi-Fan, der Vater Wagnerianer – erbitterte Schlachten um den wahren Geist der Oper lieferten. Dass Felix bereit ist, nicht nur verschiedene klassische Komponisten, sondern auch so ein – von wahren Musikern womöglich als seicht geschmähtes – italienisches Trallala zu tolerieren, fügt dem Katalog seiner Eigenschaften einen beruhigend genügsamen Charakterzug hinzu. Da passen wir also auch zusammen, denkt Olga zufrieden, die selbst hemmungslos jede Art von Musik liebt, soweit sie nur genügend Schwung hat.

»Rotwein steht auf der Anrichte«, sagt Ellen, »such dir was aus, Yannick. Ihr Lieben ...« – sie beglückt Felix und Olga mit je zwei Luftküsschen und einem Glas Sekt – »... willkommen, und vielleicht mag sich jemand mal ...« – das gilt wieder der versammelten Gästeschar – »... ein bisschen um die zwei da drüben kümmern?« Mit dem Kinn weist sie auf das Wohnzimmer gegenüber, wo, durch die offene Tür gut zu sehen, zwei junge Frauen steif und schweigend auf einem Sofa sitzen. Alle wenden ihren Blick, es folgt allgemeines Kopfschütteln, niemand kennt die beiden.

»Protestantische Theologinnen«, erklärt Ellen, »ich habe sie in der Palliativmedizin kennen gelernt, sie sind nett, man müsste sie nur ein wenig auftauen. Yannick, wie wärs? Du bist doch solo hier.«

»Nö«, erklärt Yannick unumwunden, »ich kenn schon genug Leute.« Er löst sich vom Buffet, schreitet durch die Küche und

lässt sich in den einzigen Sessel im Raum fallen. Da verschränkt er die Arme hinter dem Kopf und streckt die Beine von sich. Wer an ihm vorbei zum Kühlschrank möchte, müsste einen weiten Bogen abwandern.

»Möchtest du Wasser, Schatz?«, fragt Felix, der weiß, dass Olga keinen Alkohol trinkt und von ihrem Sekt lediglich aus Höflichkeit genippt hat.

»Ich hols mir selbst«, sagt Olga und geht auf den Kühlschrank zu. Vor dem in der Mitte der Küche thronenden Yannick macht sie Halt. »Entschuldigung!«

Keine Reaktion, Yannick hält sich die von Ellen überreichte Rotweinflasche vor die Augen und überprüft das Etikett.

»Entschuldigung!«

Das Gespräch im Raum verebbt. Yannick wendet seinen Kopf in eine andere Richtung, wo er nach einem Korkenzieher tastet, und geruht dann endlich, die Frau vor sich wahrzunehmen. »Ist was?«

»Mach dich mal etwas kleiner!«, sagt Olga kühl. »Es besteht Verletzungsgefahr.« Sie hebt einen ihrer mit nadeldünnen High Heels gerüsteten Füße.

Betont langsam und unter Protest-Gescharre zieht Yannick seine Beine zurück. Die halb erstorbenen Gespräche heben wieder an, Olga kehrt mit ihrem Wasser zu Felix zurück, der sie mit einer neuartigen Mimik begrüßt: Er zwinkert ihr zu. Auch den Ausdruck in seinem Gesicht kann sie nicht recht einordnen. Hat sie ihn in Verlegenheit gebracht? Immerhin ist Yannick sein Kumpel. Männer haben ja manchmal so eine genderbezogene Solidarität. Olga beschließt, die Corrida in der Küche zu verlassen. »Ich schau mal zur Musik«, sagt sie leise.

Felix folgt ihr, sie gehen vorbei am Wohnzimmer mit den beiden immer noch verschüchtert schweigenden Protestantinnen, er fasst ihre Hand und zieht sie an seine Lippen. »Mein kühner Schatz!«, sagt er. »Hättest du Lust ...?«

»Zu tanzen?«, vervollständigt sie seine Frage. Die Musik hat gewechselt, grelle Bläseröne, ein Riff auf einer E-Gitarre, der Sound hat etwas, das die Luft elektrisch auflädt. *Wanna be Americano* ..., schmettert eine Männerstimme.

»... demnächst oder irgendwann mal meine Eltern kennen zu lernen?«, fragt Felix, und jetzt ist sein Ausdruck eindeutiger: Verheißung steht darin und ein verhaltener Optimismus.

»Deine Eltern? In Kiel?«

»Da leben sie, ja. Ich hab nur dieses eine Paar.«

Die Erkenntnis kommt in kleinen Stößen wie bei einem Hustenreiz. Was war das gerade? Ein versteckter Heiratsantrag? Eine simple Einladung? Aber auch Einladungen müssen doch bedacht und vorbereitet werden, so was bleibt ja selten bei *einem* Elternpaar, ganz gewiss wird kurz darauf ein Austausch verlangt: Kieler Eltern mit Wagner-Verdi-Streit gegen solche aus München, die das Streiten natürlich auch draufhaben, nur geht es dabei um Telefonrechnungen oder um eine vergeigte Brautschau vor zwölf Jahren. Eltern gegen Eltern, Aug um Aug, *Wanna be Americano in Paris or Napoli*. Felix' Vorstoß und das grell auflachende Saxophon sind zu viel auf einmal. »Komm tanzen!«, sagt sie schnell, fasst ihn an den Händen und zieht ihn auf die leere Tanzfläche.

Whiskey and Soda!, dröhnt die Männerstimme, und Felix steppt tatsächlich mit ihr zusammen auf dem Parkett, zieht sie an sich, schleudert sie in einer rasanten Drehung von sich, und Olga spürt, dass sie kurz davor ist, die Kontrolle an die Musik abzugeben. Weil ihr der Rhythmus durch den Körper fährt, dass es ihr bis in die Fingerspitzen rieselt, weil alles danach aussieht, als würden auf einmal sehr (zu?) viele Ziele zugleich angesteuert: Beruf, Kiel, eine Eheschließung – na ja, noch ist Zeit, noch ist Zeit. *You dance the Rock 'n' Roll, you play at baseball*.

»Okay«, bekundet Felix und verlangsamte seine Schritte, »reicht jetzt, ja?«

Aber nun zwickt der Charleston Olga schon in die Fußsohlen, in die Hände bis hinauf zu den Schultern. Charleston – oder ist es der Kotsari, den ihr die Großmutter gezeigt hat, vor Jahren? Ein Tanz, bei dem die Füße derart rasen, dass sie wie von selbst nach außen kicken, bei dem die Schultern zittern, der ganze Torso vibriert. Olga streift sich die Schuhe ab und schleudert sie zur Seite. *Those cigarettes you smoke, they leave your mama broke*.

Jemand hat die Musik lauter gedreht, Olga tanzt allein, ekstatisch und selbstvergessen in dem halb verdunkelten Raum, dreht Füße und Knie nach außen, gleitet mit den Händen über ihren Körper bis zu den Knien, lässt die Schultern beben, dreht den Kopf nach links, nach rechts. *You wanna be Americano. You were born in Italy*. Jetzt erst merkt sie, dass sich ein kleiner Halbkreis Menschen um sie gebildet hat, Felix ist darunter, Ellen; im Hintergrund sieht sie auch noch ihren Freund Hamed. Okay, das ist genug. Wenn nicht sogar ein kleiner Affront gegen ihren – Freund? Verlobten? Was ist Felix jetzt? Jedenfalls ist er der Mann, mit dem sie gekommen ist, der ihr aus dem Mantel geholfen und das Sektglas abgenommen hat, als sie ihre High Heels gegen diesen Fatzke erhob. Olga schnappt sich ihre Schuhe und hängt sich bei Felix ein. Gemeinsam wandern sie zurück in die Küche. So schnell geht das nicht, sagt sie sich, erst das PJ zu Ende bringen, bis dahin ist immer noch Zeit.

Die zwei Theologinnen haben den Weg in die Küche inzwischen offenbar allein geschafft und dazu noch eine Gruppe von Partygästen um sich geschart. »Rein fachliches Interesse«, sagt eine der beiden, »sonst nichts.«

Die erste Auskunftswillige ist Lena Krebs. »Bei mir wars ein eindeutiges Bedürfnis«, sagt sie. Sie sieht zu Boden, während sie zögernd spricht, die Protestantin begleitet jedes ihrer Worte mit aufmunternden Mhms.

»Menschen helfen ...«

»Mhm.«

»Einfach ... etwas Sinnvolles tun.«

»Mhm. Danke, toll.«

»Und du?«, fragt die Kollegin Yannick. »Weißt du noch, warum du Medizin studieren wolltest?«

Die ganze Zeit schon hat Yannick spöttisch die Lippen gekräuselt. Jetzt hebt er nur leicht die Lider, sieht die Frau kurz an, dann über sie hinweg. Irritiert will sie sich einem anderen Gast zuwenden, da lässt Yannick sich doch noch zu einer Antwort herab. »Der Verdienst ist ja wohl okay. Und dass ich irgendwann eine Yacht haben will, das ist schon länger klar.«

»Dir geht es also ums Geld?«, fasst die Theologin unerschrocken zusammen.

Yannick zuckt mit den Schultern. »Ich spreche vom *Einkommensmillionär* – das ist was anderes als nur viel Geld.«

Jemand lacht ein wenig unbehaglich, als wäre gerade versehentlich ein lang gehütetes Familiengeheimnis ans Licht gekommen. Lächelnd wendet die Theologin sich an den Nächsten, der neben ihr steht. Es ist Hamed. »Und bei dir?«

»Ach, ich pass da jetzt vielleicht nicht so ganz in die Statistik«, wehrt er lachend ab. »Ich bin nicht typisch!«

»Kein Mensch ist völlig untypisch«, korrigiert ihn die Frau.

»Also schön.« Er zwinkert Olga zu, die die Geschichte kennt. »Weil, mein Abizeugnis, das war jetzt nicht wirklich erfreulich. Irgendwie so drei Komma sechs, und da dachte ich, ich fange vielleicht in einem Reisebüro an. *Wandern durch Kappadokien*, so was in dem Stil. Aber dann hat mein Vater gesagt, ich sollte doch lieber Medizin studieren.«

Alle Augen richten sich auf Hamed, den Türken mit der beruflichen Alternative in Kappadokien. Der hat sich also einfach in Medizin eingeschrieben, obwohl das Abiturzeugnis da doch deutlich die Spreu vom Weizen trennt?

»Und das geht so einfach, nur weil der Herr Papa es wünscht?«, fragt Lena höflich.

»Mein Vater wollte immer, dass keins seiner Kinder so schwer körperlich arbeiten muss wie er«, erklärt Hamed, »deswegen ist er auf Medizin verfallen. Und ich hab dann einfach Glück gehabt, ich hab meinen Studienplatz durch die Lotterie gewonnen.«

Es wird still. Den Leuten im Raum ist anzusehen, was sie gerade denken. Da sind sie also fertige oder fast fertige Ärzte, haben sich alle hübsch angestrengt die ganze Schulzeit durch für ihre Eins Komma null vier oder besser im Abitur. Und dann kommt da einer und erklärt fröhlich, er hätte mit einem wertlosen Zeugnis abgeschlossen und seine Zulassung zum Medizinstudium über das Losverfahren gewonnen?

»Sieh mal an, so gehts also auch«, bemerkt schmallippig einer der Partygäste. Olga kennt ihn nicht.

Den nächsten Kommentator schon. »Dann sehe ich wohl demnächst meine Putzfrau auch noch im Hörsaal«, sagt Yannick mit einem geringschätzigen kleinen Lacher.

»Was ja unerträglich wäre!«, sagt Olga so laut wie möglich. Macht sie das hier so rasend, weil ihr ihre Mutter vor Augen steht, die seit vierzehn Jahren die Böden von deutschen Großraumbüros schrubbt? Keiner in dieser Küche weiß davon. Nun ja, Mutter, Vater, Oma – sie sind alle weit weg, *no need to fight*. Aber Hamed ist hier. Den wird sie immer verteidigen.

»Hast du zu viel getrunken?«, erkundigt sich Yannick aufreizend freundlich.

»Komm, Yannick, das reicht jetzt«, schaltet Felix sich ein. Er legt den Arm um Olga und hebt ein klein wenig das Kinn. Alles an ihm wirkt entspannt wie immer: Muskeltonus, Lachfältchen, das sternförmige Grübchen im Kinn. Doch seine Botschaft ist sofort angekommen. Als habe er auf etwas Bitteres gebissen, verzieht Yannick kurz den Mund und hebt gleichzeitig

beschwichtigend eine Hand. Konnte man ja nicht wissen, dass die Frau dem Segelfreund gehört. Friede, alles gut.

Schon pufft auch Felix ihn wieder leicht gegen die Schulter. Gastgeberin Ellen klatscht in die Hände. »Leute, will denn keiner ans Dessertbuffet?«

Aus dem Nebenzimmer erklingt *Remember us* von Lady Gaga. Die Bemühungen um eine wohltemperierte Party schreiten mit guten Aussichten voran.